

Dagobert Lindlau: Der Lohnkiller. Eine Figur aus dem Organisierten Verbrechen (Hoffmann und Campe Verlag), Hamburg 1992, 319 S., 39,- DM

„Der Lohnkiller“ bietet nicht viel mehr als eine Nacherzählung der Ereignisse um Werner Pinzner (der um die Mitte der 80er Jahre mehrere Auftragsmorde „erledigte“, und nach seiner Verhaftung, bei einer seiner vielen Vernehmungen, den Hamburger Staatsanwalt Bistry sowie seine Frau und danach sich selbst im Hamburger Polizeihochhaus erschöß) und das Hamburger Milieu, die man so oder ähnlich bereits in der Hamburger Morgenpost, im Hamburger Abendblatt, im Spiegel usw. lesen konnte. Lindlau hatte auch exklusiven Zugang zu den Hamburger Polizei- und Staatsanwaltsakten, den ihm die Hamburger Behörden offensichtlich gerne gewährten. Zudem vermittelt Lindlau den Eindruck, als habe er mit zahlreichen inhaftierten Kiez-Größen mehrstündige Gespräche geführt, die sich allerdings, als ich im Gefängnis bei den betreffenden Personen nachfragte, als fünf- bis achtminütige Abfertigungen entpuppten.

Alles in allem scheint Lindlau bei seinen Buch-Vorbereitungen von der Maxime geleitet worden zu sein, möglichst viel Geld mit möglichst wenig Recherchen zu verdienen. Weite Strecken seiner Ausführungen klingen zu unverblümt nach

Transkription von Vernehmungprotokollen, nach Abschriften aus Polizei- und sonstigen Akten oder nach leicht veränderten Zitaten aus Polizei- und Boulevard-Presse-Berichten. Was er darüber hinaus zu bieten hat, ist der Beitrag eines schriftstellerisch durchaus nicht unbegabten Journalisten, der den Eindruck erweckt, als habe er quasi alles, was er während seiner Recherchen gehört und gesehen hat, in seinem Werk verbraten, um eine bestimmte Seitenzahl zu erreichen. Wen interessiert es zum Beispiel, daß der Hamburger Kriminalbeamte Van Oostings einen holländischen Kfz-Mechaniker zum Vater und eine süddeutsche Mutter hat, daß er seine Frau auf einer Party kennenlernte, daß er sie ganz interessant fand und daß es dann schließlich auf einer Silvesterparty „Klick“ machte? (S. 147) Wen interessiert es – zumindest in diesem Zusammenhang –, daß in Konstanz nur schwer ein Parkplatz zu finden ist und daß selbst Lindlau im Halteverbot parken mußte, während er mit der dortigen Polizei sprach? (S.107) Kann das mehr sein als ein schlechtes Alibi für eine gute Recherche?

An keiner Stelle dieses Buches ist man sich als Leser wirklich sicher, ob man sich gerade in der Klatschspalte einer Illustrierten befindet, ob man die erste oder letzte Seite von Bild vor sich hat („Das Herz Pinzners wiegt leer 383 Gramm, das seiner Frau 225 Gramm“; S.315), ob man in einer Polizeiakte blättert oder ob man gerade mit der Phantasie von Onkel Dagobert konfrontiert ist. Alles scheint sich auf undurchsichtige Art und Weise zu vermischen, die Informationen werden wirr, z. B. wenn Lindlau zu einem der Tatorte vermerkt: „Auf dem Küchentisch steht das Geschirr vom Frühstück. Im Aschenbecher liegt eine tote Kippe. Am Boden eine Brille und in einem Karton verpackt ein Heizkissen Marke PUSSI mit dem Bild einer Katze.“ (S. 91)

Diese undurchsichtige Belanglosigkeit der Erzählungen des Dagobert Lindlau wären an sich nicht weiter tragisch, wenn da nicht die kleine Peinlichkeit wäre, daß diesem „Starreporter“ durch die Hamburger Behörden offensichtlich ein Ausmaß an Akteneinsicht gewährt wurde, das in der Tat recht ungewöhnlich erscheint. Der Hamburger FDP-Politiker Rainer Lettow hat es in der Hamburger Morgenpost (vom 8. 12. 1992, S. 12) auf den Punkt gebracht: „Die Art, wie hier ein Journalist bei der Selbstvermarktung offenbar von Staatsbeamten hofiert wurde, ist empörend. Jeder Normalbürger, dem ein Verkehrsdelikt zur Last gelegt wird, erhält ohne behördliche Legitimation keinerlei Akteneinsicht.“ Von so etwas wie Datenschutz – denn schließlich geht es beim Fall Pinzner ja keineswegs nur um den toten Werner Pinzner selbst, sondern auch um zahlreiche andere, lebende Mitbürger – wollten die Hamburger Justiz- und Polizeibehörden offenbar nichts hören. Und selbst diese Fülle an sogenannten offiziellen Informationen, zu denen Lindlau Zugang hatte, mißbraucht er noch dahingehend, daß er Beschuldigungen gegen Personen erhebt, die gerichtserwiesenermaßen unwahr sind. Beispiel: Nach dem Vorbild von Polizeiakten konstruiert Lindlau die aktive Mittäterschaft von Armin Hockauf an einem der Auftragsmorde Pinzners, obwohl Hockauf vom Gericht freigesprochen worden war. Das Landgericht Hamburg (Az 324 O 658/92) mußte erst den Verlag dazu verurteilen, den „Lohnkiller“ mit dem Hinweis zu versehen: „Armin Hockauf ist durch das Landgericht Hamburg vom Mordvorwurf betreffend Jehuda Arzi (. . .) freigesprochen worden. Ein in dieser Sache wegen versuchter gefährlicher Körperverletzung geführtes Verfahren ist vom Landgericht Hamburg auf Antrag der Staatsanwaltschaft eingestellt worden.“

Lindlau nimmt es halt mit der Wahrheit nicht so genau, und Datenschutz hält er sowieso für eines der Grundübel unserer Demokratie: Datenschutz sei ein Instrument der Strafvereitelung. Der Datenschutz gebe sich demokratisch, sei aber in Wirklichkeit „eine Travestie. Tatsächlich bedeutet er die Rückkehr in eine vordemokratische Zeit und in den Feudalismus“ (S. 17). Weil Lindlau, nach seinem Buch zu urteilen, diese Aussagen tatsächlich glaubt, degradiert er sich damit selbst, wie es Armin Hockauf in einer Pressemitteilung zu Recht bezeichnet, zum „Lohnschreiber“ der Hamburger Polizei, die scheinbar immer noch ihren

unbewiesenen Tatkonstruktionen nachtrauert und nicht davon lassen kann oder will. Lindlau versteht dieses Bedürfnis nur zu gut, denn schließlich findet man die Wahlverwandschaft des marktorientierten lindlauschen Reporter-Typus mit der Polizei beim Meister selbst beschrieben: die Polizisten „häkeln an ihren Fällen wie Reporter an ihren Geschichten. Hin und wieder gibt es Reibereien. Profis haben es nicht immer leicht miteinander. Jede Vermutung des einen wird sofort von allen anderen in Frage gestellt. Wenn Ermittlungen etwas zum Herunterbeißen bringen, dann beißen alle. Übrig bleibt, was dem Gemäkel, der Fachsimpelei und dem Flachs der Kollegen standhält. Der gemeinsame Nenner ist, daß sie Fälle vom Tisch haben wollen“ (S. 146). Vom Schreibtisch hat der „Profi“ Lindlau seinen Fall „Lohnkiller“! Bleibt zu hoffen, daß er möglichst schnell auch vom Ladentisch verschwindet.

Henning Schmidt-Semisch
Bremen